

ZUR KRISE DER KOMMUNIKATIONSWWISSENSCHAFT

Ein Zwischenruf

VON HARALD BADER

I EINLEITUNG

Unglücklicherweise verläuft die Evolution der Information bereits heutzutage schneller als die Forschung über die Evolution von Information und Kommunikation. Trotz der erstaunlichen Selbstheilungskräfte moderner Gesellschaften stellt diese Entwicklung eine aktuelle und offenbar bislang wenig beachtete Gefahr dar.¹

Zur Medienkrise nach der Jahrtausendwende ist auch die „Krise der Kommunikationswissenschaft“² ausgerufen worden. Allerdings ist die Erfahrung von Zeitgenossen, nun habe etwas Neues, Irritierendes begonnen, spätestens seit Kaspar Stieler Gemeinplatz des Diskurses über Kommunikation. Insofern versteht sich dieser Beitrag in einem Band, der den Umbruch von Öffentlichkeit(en) durch ein neues Medium thematisiert, einerseits als Umriss drängender Probleme, andererseits als Aufruf zur Gelassenheit und zur Wahrung bewährter Standards. Denn die deutsche Kommunikationswissenschaft ist mit ihren Vorläufern ein Kind einer erheblichen politischen, ökonomischen und kulturellen Krise. Sie entstand im Ersten Weltkrieg, etablierte sich mühsam in den 1920er Jahren und unterwarf sich gern nationalsozialistischen Bedürfnissen, ohne bedeutende wissenschaftliche Erkenntnisse geliefert zu haben. Bezeichnend ist, dass den Köpfen der Vorkriegszeit, denen das Fach seine größten theoretischen Impulse verdankte, Otto Groth und Hans Traub, aufgrund „nichtarischer Abstammung“ Lehrstühle verwehrt blieben.³ Überdies brach der ohnehin nur rudimentäre internationale Austausch ab. Die Einrichtung publizistikwissenschaftlicher Institute in der Bundesrepublik war trotz der Umbenennung in weiten Teilen Restauration, zunächst geprägt von „wirklichkeitsfremdem historisierenden Gehabe“.⁴ Die Leipziger Journalistik fand ihren Schwerpunkt in der Ausbildung systemkonformer, wenn auch handwerklich sorgfältig unterwiesener Redakteure.

In den 1960er und -70er Jahren erlagen weite Teile der Fachöffentlichkeit marxistischen Spielarten. Trotz des „Überbaucharakters“ der Medien wurden diesen wesentliche Funktionen für die Umgestaltung der liberalen Demokratie zu-

1 Merten: Einführung in die Kommunikationswissenschaft, S. 481.

2 Vgl. Grimm: „Krise der Kommunikationswissenschaft“.

3 Vgl. Averbek: Kommunikation als Prozeß.

4 Silbermann: „Marotten der Massenmedienforschung“, S. 237.

geschrieben, es begann die bis heute nicht abgerissene Überbewertung medialer Kommunikation wie ihrer Erforschung. Insofern ist Krise der Dauerzustand der Disziplin, zuweilen wirklichkeitsorientiert, zuweilen dem Realitätsabgleich verschlossen. Während eine überwunden geglaubte Rückkehr von Zumutungen im Zeichen der Globalisierung auf eine eskapistische „Mediengesellschaft“ trifft und Hochschulpolitik die technischen und Naturwissenschaften bevorzugt, tritt ein Medium seinen Siegeszug an, das die klassischen Medien in sich vereint, sie zugleich überflügelt und den Begriff der „Masse“ als Chimäre zu den Akten legt. Es ist nicht ausgemacht, dass die Kommunikationswissenschaft, immer eine Modedisziplin, damit Schritt halten kann, und ob sie die Entscheidung über ihren Fortbestand überhaupt selbst trifft.

2 KRISE DER KONZEPTE

En vogue sind derzeit Konstruktivismus und Gendertheorie, Ausdruck postmoderner Verunsicherungen über Erkenntnis- und Geschlechtergrenzen, aber für die raue Wirklichkeit angesichts verschärfter wirtschaftlicher und ideologischer Konkurrenz im Weltmaßstab ungeeignet. Für die journalistische Praxis – für die Hochschulen ja auch ausbilden, wollen sie sich nicht nur selbst reproduzieren – ist der Konstruktivismus unbrauchbar. Journalistische Produkte müssen den Anspruch haben, über den Verfasser hinaus gültig zu sein, indem sie reale Vorgänge beschreiben und analysieren. Tun sie dies nicht, sind sie Literatur. Zudem ist der Konstruktivismus als Metatheorie philosophisch diskutabel (Nikolaus von Kues' Regionentheorie kommt der Fülle sozialer Rollen und Bewusstseins Ebenen näher als dieser vermeintlich neuronal begründete Neoidealismus). Wissenschaftspolitisch ist er suizidal (wenn man nichts wissen kann, wer sollte einen dafür bezahlen?) und so beliebig wie die Konstruktion der Geschlechterkonstruktionen, eine Ansammlung von Positionen vor der demographischen Krise der westlichen Gesellschaften, die die Doppelzäsur von 1989/2001 noch nicht begriffen haben.

Auf der anderen Seite grassiert unter den Bedingungen eines weithin prekären Arbeitsmarktes für Absolventen einschlägiger Studiengänge ein theoriefeindlicher Praktizismus, der Redaktionsalltag simuliert und damit Medienbetrieben fertige Journalisten anbietet, die als *fast thinker* den Blick für größere Entwicklungen gar nicht erst bekommen haben – wie auch, wenn auf jeden Kopf ein ganzes Universum kommt und das Bewusstsein von Geschichtlichkeit biographisch wie allgemein abnimmt. Es findet also eine doppelte Entakademisierung statt, deren sinnfälligster Ausdruck der Bolognaprozess geworden ist, der das Humboldtsche Bildungsideal verwirft und sich an den Verwertungsansprüchen der Universitäten von Mittelalter und Früher Neuzeit orientiert. Nicht von ungefähr hatten sich die Fächer ohne Legitimitationszwang (Medizin, Jura, Wirtschaft) der Studentenbewegung widersetzen können. Da die Vorbereitung auf den Beruf zur Kommunikationswissenschaft gehört, wird die Frage der Abwicklung vorerst nicht gestellt – das wird aber nicht so bleiben. Der Konstruktivismus wird als Autopoiese seiner

Protagonisten enden, der Anspruch einer Metatheorie wird wieder zugunsten Theorien mittlerer Reichweite aufgegeben werden müssen, so wie die Systemtheorie handelnde Subjekte wiederentdecken wird. Das dringende Ersuchen des Wissenschaftsrates, Grundlagenforschung zu betreiben⁵, ist auch anhand des technischen Wandels, der empirische Ergebnisse schnell veralten lässt, zu begrüßen und zu befolgen. Ein Fach, dessen Bedeutung nicht offensichtlich ist, wird seine künftige Existenz begründen müssen und hat also ein Selbstverständnis zu entwickeln, von dem die Gesellschaft, die Beschreibung wie Gestaltung braucht, profitiert.

3 KRISE DES GEGENSTANDES

Hauptgegenstand der Kommunikationswissenschaft ist bis heute die Massenkommunikation. Masse, ein Begriff des sich industrialisierenden 19. Jahrhunderts, wurde lange als Empfänger medialer Produkte gedacht, die von wenigen hergestellt wurden, beeinflusst vom Grad der Professionalität und von politischen wie wirtschaftlichen Bedingungen.⁶ Dabei wurden bestimmte Wirkungen unterstellt. Fachvertreter entwickelten Ideen, um erwünschte Wirkungen zu vertiefen, z.B. Weltrevolution, Herrenmenschentum, Humanität oder Konsumkritik. Dass Medien (auch?) zu Unterhaltungszwecken rezipiert wurden, blieb lange vernachlässigt, wird aber durch das leicht verfügbare und bedienbare Internet ein wichtiger Bestandteil künftiger Forschung sein müssen. Der Gesellschaft wurde dabei ein Komplexitätsniveau zugeschrieben, das eine gemeinsame Verständigung durch Kenntnisnahme verschiedener Gruppen und Interessen mittels weitreichender Medien nötig mache. Dies auch, weil andere Integrationsinstanzen wie Glaube, Familie, Klassen oder Bildungskanon an Kohäsionskraft einbüßten.⁷ Zur Idee von wenigen Sendern und vielen Empfängern gehörte ein im frühen Liberalismus entwickeltes optimistisches Öffentlichkeitsmodell, wonach umfassendes Voneinanderwissen Veränderungen zum Besseren ermögliche.⁸ Das ist für den Vorreiter der Pressefreiheit, die Vereinigten Staaten von Amerika, schon früh bestritten

5 Vgl. Wissenschaftsrat: Empfehlungen zur Weiterentwicklung der Kommunikations- und Medienwissenschaft, S. 75.

6 Vgl. Maletzke: Psychologie der Massenkommunikation, S. 32.

7 Ob dieser Prozess medial aufgefangener Individuation so stattgefunden hat oder nicht vielmehr eine romantisch entstandene rückwirkende Homogenisierung vorindustrieller Gesellschaft vorliegt, deren Mitglieder stärker als wir mit Daseinssicherung beschäftigt waren, aber auch Strategien zur Konformitätsverweigerung besaßen, kann hier nicht entschieden werden. Mainstream und Devianz sind jedenfalls geschichtliche Kontinuität, ebenso Freiheit und Unterjochung, Armut und Reichtum usw. Dass die seit der Französischen Revolution behauptete Umwandlung der Welt gewaltig sei, ist eben dies: eine Behauptung der Revolutionäre.

8 Idealtypisch herausgearbeitet von Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit.

worden: Tocqueville bereits stellte fest, dass durch Meinungsvielfalt diese Meinungen einander aufheben können.⁹

Für das *World Wide Web*, vor allem seit seiner Öffnung für die Erscheinungen, die als *Web 2.0* klassifiziert werden, gilt diese Einschätzung besonders: Vereinfachter Marktzutritt erhöht die Produzentenzahl und senkt den Absatz gleichförmiger Produkte. Teilöffentlichkeiten erlauben es Individuen und Gesinnungskollektiven, nur noch sich selbst wahrzunehmen.¹⁰ Die dem Internet bei seiner Erfindung zugeschriebenen emanzipatorischen Kräfte entpuppten sich als Illusion. Man findet zu fast allen Themen irgendetwas, kann die Relevanz aber nicht mehr abgleichen, es sei denn, es gibt Marken, die sich vor der Digitalisierung etabliert haben. Der Nutzer muss erhöhten Aufwand betreiben, um Qualität festzustellen, ein vielversprechender Ansatz dafür ist das *social bookmarking*. Wie schon bei der Erfindung des Buchdrucks gilt: Ein neues Medium allein bewirkt nichts, es ist nur so klug wie seine Produzenten und Nutzer (bzw. inzwischen *Prosumenten*, die beide Rollen ausüben). So können sich durch das Internet Handlungsspielräume sowohl vergrößern als auch verkleinern (zu Gunsten oder auf Kosten von Primärerfahrungen jenseits des Rechners). Es gibt zunehmend Befunde, wonach Onlinekommunikation einseitiger und pluralismusfeindlicher als Printkommunikation stattfinden kann.¹¹

Dieser Hybridcharakter von Massen- und interpersoneller Kommunikation erschwert den wissenschaftlichen Zugang. Zum einen hat oft eine (biographisch begründete) Spezialisierung der Fachangehörigen stattgefunden, zum anderen wächst die Zahl an möglichen Erkenntnisgegenständen stündlich. Gleichzeitig zeigen Presse und Rundfunk zwar Krisenerscheinungen und stehen unter Reichweiten- und Werbedruck, bestehen aber in doch beachtlichem Ausmaß weiter, auch wenn ihr Untergang regelmäßig prognostiziert wird. Die Kommunikationswissenschaft täte gut daran, die klassischen Medien nicht aus dem Blick zu verlieren und, sollte das Konvergenzmedium Internet die herkömmlichen Informationsträger ablösen, deren Qualitätsstandards hinüberzuretten. Viel gescholtene medienpädagogische Elemente gilt es zu integrieren, zumindest solange, wie Onlinemedien hochwertige Texte aus den Printausgaben beziehen, Klicks aber mit Bildergalerien, undurchdachten Schnellschüssen oder Klamauk erzielen.¹²

4 KRISE DER FACHÖFFENTLICHKEIT

So ist die Bedrohung der Kommunikationswissenschaft weniger durch die Inhalte als durch den flüchtigen Charakter des Internets gegeben, der dem bisherigen

9 Vgl. Tocqueville: *Über die Demokratie in Amerika*, S. 209.

10 Eine solche Abschottung kann unter Integrationsgesichtspunkten auch funktional sein: Manche Meinungsäußerungen z.B. ethnischer oder ethischer Minderheiten würde der Mainstream dann doch nicht so genau kennen wollen.

11 Vgl. Gerhards/Schäfer: „Demokratische Internetöffentlichkeit?“, S. 224.

12 Vgl. Niggemeier: „Bitte hier klicken!“.

Wissenschaftsbetrieb und -verständnis zuwiderläuft. Wissenschaft fordert Gültigkeit und Nachweisbarkeit ihrer Ergebnisse. Dabei umfasst Gültigkeit nicht nur den Zeitraum der Erhebung, auch darüber hinaus sollen die Ergebnisse über den Tag hinaus Relevanz haben. Das ist durch die Geschwindigkeit des Mediums nicht mehr gewährleistet – aus Gegenwartsbeschreibung wird Mediengeschichte. Die Fähigkeit, Trends oder gar langfristige Entwicklungen zu antizipieren, geht so verloren. Methodische Schwierigkeiten treten hinzu: Befriedigende inhaltsanalytische Instrumente für Onlineinhalte gibt es bislang nicht. Quantitative Inhaltsanalysen sind für Presse noch bequem handhabbar, schon für Radio und Fernsehen braucht es einen erheblichen organisatorischen Aufwand, Websites können nicht mit allen möglichen Verlinkungen – das wären tendenziell alle möglichen Seiten – analysiert werden.

Schwerer wiegt die geringe Nachprüfbarkeit des Corpus durch Dritte, aus der sich Diskussionen entwickeln könnten. Viele der in Publikationen verzeichneten Links funktionieren nicht mehr oder zeigen inzwischen anderes, als seinerzeit berücksichtigt worden ist. Da nützt auch die Nennung der Zugriffszeit wenig.¹³ Eine öffentlich zugängliche digitale Archivierung von Websites scheidet überdies aus urheberrechtlichen Gründen aus, was also in Archiven der Betreiber bleibt, darüber entscheiden diese, Verluste sind programmiert. So ist z.B. kein visuelles Beispiel der ersten Website des „Spiegel“ erhalten.¹⁴ Selbst wenn es juristisch und technisch möglich sein sollte, Websites¹⁵ dauerhaft zu speichern, die Frage generationenübergreifender Datenmigration bleibt ungelöst, auf absehbare Zeit wird der Mikrofilm seine Bedeutung behalten. Das gilt nicht nur für die Presse, sondern auch für das filmische Erbe, dessen digitale Speicherung zehnmal teurer und kurzlebiger ist als das analoge Verfahren¹⁶ – das überdies, anders als vom Wissenschaftsrat behauptet, auch noch nicht umfassend praktiziert wird. Digitalisierung wird gefordert, der Widerspruch zwischen vorhandener Benutzerfreundlichkeit und Haltbarkeit aber nicht gelöst.¹⁷ Wissenschaftliche Bibliotheken speichern, häufig kaum wahrgenommen, Hochschulschriften im PDF-Format. Wie lange wird das Standard sein? Zumal alle elektronischen Medien Elektrizität benötigen, von der wir nicht wissen, zu welchen Konditionen sie künftig verfügbar sein wird. Es

13 Eine 2003 am Institut für Journalistik der Universität Dortmund vorgelegte Diplomarbeit (Buchkremer/Klement: Bleibt alles anders?) nennt im Literaturverzeichnis 18 Links. Von diesen zeigen (Stand Juli 2008) noch sechs die zitierten Inhalte, die übrigen zwölf bieten Fehlermeldungen oder anderes. Das ist der Stand nach fünf Jahren. Wie wird er in weiteren fünf, 50 oder 500 Jahren aussehen?

14 Vgl. Foerster: „Web 0.2“.

15 Die für Benutzer meist kostenpflichtige Onlinearchivierung einzelner Artikel sagt nichts über die seinerzeitige Platzierung aus – der Kontext fehlt und auch das analog mögliche Finden von Inhalten, nach denen man sprachlich nicht gesucht hat.

16 Vgl. Handke: „700 Jahre. Das Filmerbe sichern“, Schenk: „Verbliebene Visionen“.

17 Vgl. Wissenschaftsrat: Empfehlungen zur Weiterentwicklung der Kommunikations- und Medienwissenschaften, S. 53-56, 99-106.

soll hier nicht in Alarmismus verfallen werden, aber käme es zu einem Kulturbruch wie in der Völkerwanderungszeit, wäre die geistige Produktion des 3. Jahrtausends verloren.

Die Frage von Zugang und Haltbarkeit wird auch die Fachöffentlichkeit selbst betreffen. Onlinepublikationen nehmen zu, senken aber die durch nötige Druckkostenzuschüsse gegebene Schwelle. Auch hier wird es schwieriger, Relevantes von Unnötigem zu unterscheiden. Sollten die einschlägigen Verlage auf *print-on-demand*-Verfahren umstellen (was teilweise bereits praktiziert wird), kann das Qualitätskriterium Verlag (das durch den Abbau von Lektorenstellen ohnehin gelitten hat) wegfallen. Dass Verhaltenskodizes verbreitet werden, weist überdies auf weitverbreiteten Plagiarismus¹⁸ hin, zu dem sich, besonders unter Studierenden, eine gewisse Abneigung nichtdigitaler Literatur gegenüber gesellt. Ohne verbindliche Qualitätskriterien können neue Publikationsformen die Gelehrtenrepublik nicht befruchten¹⁹, *Open Access* ohne Evaluation wäre nur eine Übertragung des medialen Überangebots in die Wissenschaft, die eben auch Rezipienten kennen muss, sofern nicht nur für den Nachweis in möglichst langen Publikationslisten geschrieben werden soll.

5 FAZIT

Öffentlichkeit als liberales Konzept des 19. Jahrhunderts sprach sich lange gegen Demokratisierung aus: Diese führe zu einer intellektuellen Verflachung.²⁰ Die Schwerpunkte der Nutzung des *World Wide Web* erneuern diese Skepsis, was die Kommunikationswissenschaft zwingt, sich vermehrt Inhalten und Techniken zuzuwenden, die früher als trivial oder im Verblendungszusammenhang betrachtet wurden. Eine solche Hinwendung zum tatsächlich Rezipierten wird konstruktivistische Spekulationen abstellen und danach fragen müssen, wie professionelle fiktionale und nichtfiktionale Angebote beschaffen sein müssen, immer mit Rückbezug auf politische und wirtschaftliche Gegebenheiten.

Durch die Etablierung des Internets als Recherchequelle wie als Publikationskanal wandelt sich auch die wissenschaftliche Öffentlichkeit. Standen lange gedruckte Aufsätze und Bücher im Vordergrund, nehmen mittlerweile online zugängliche Veröffentlichungen zu. Dies stellt sowohl Gelehrtenrepublik als auch Bi-

18 Vgl. Weber: Das Google-Copy-Paste-Syndrom.

19 Vgl. Andermann/Degkwitz: „Zirkulation wissenschaftlicher Information in elektronischen Räumen.“

20 Bereits Tocquevilles Werk durchzieht dieser Befund, was im deutschen Liberalismus den Bildungsauftrag der Öffentlichkeit hervorstecken ließ, wodurch implizit bildungsferne Schichten ausgeschlossen wurden. Während und nach der Märzrevolution grenzten sich bürgerliche und proletarische Öffentlichkeit voneinander ab. Nach bürgerlichem Verständnis braucht das Prinzip Öffentlichkeit nicht die Partizipation aller (z.B. Arbeiter, Frauen). Im meinungsprägenden Staats-Lexikon hieß es: „Diese vollkommene Öffentlichkeit ist jetzt der überreiche Ersatz der demokratischen Volkssouveränität“ (Bd. 10, Stichwort „Öffentlichkeit“, S. 755).

blibliothekswesen vor neue Herausforderungen. Kosten für E-Zeitschriften steigen, Open-Access-Ansätze verursachen Probleme in Bezug auf Qualitätssicherung, Urheberrecht und Plagiarismus. Ungeklärt sind langfristige Datenmigration und Blaupausen für eine möglicherweise nichtelektronische Zukunft. Auch das Rezensionswesen befindet sich im Umbruch, weil seine Abläufe dem Produktionsdruck hinterherhinken.

Dieses Tempo sorgt für geringe Haltbarkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse, die darum schnell medienhistorisch werden. Zudem wird die theoretisch geforderte intersubjektive Nachprüfbarkeit einer der zentralen kommunikationswissenschaftlichen Methoden, der Inhaltsanalyse, im Fall der Untersuchung von Websites durch deren rasanten Umbau erheblich beeinträchtigt, auch unter dem Eindruck zunehmender Visualisierung, die neue theoretische Zugänge jenseits der Schriftlichkeit erforderlich macht.

Dabei muss der Gefahr begegnet werden, analoge Überlieferung zu vernachlässigen, wie es bereits bei Studierenden zu beobachten ist. Die Ansicht, was sich über Suchmaschinen und Wikis nicht finden lasse, existiere nicht, bedroht die Qualität der Hochschulausbildung und der wissenschaftlichen Techniken – was gilt, solange die Digitalisierung von Textzeugnissen nicht abgeschlossen ist. Diese aber steckt noch in den Anfängen: Es gibt ein enormes Gefälle zwischen Nutzererwartungen und tatsächlicher Verfügbarkeit. Die Retrodigitalisierung von Medieninhalten ist noch immer die Ausnahme. Schließlich laufen nicht digitalisierte oder wenigstens digital erfasste Werke Gefahr, nicht mehr wahrgenommen zu werden, was unter anderem Archivalien und mikroverfilmte Printerzeugnisse betrifft (mit der deutschen Besonderheit einer langen Verwendung der Fraktur).

Anpassungsstrategien machen Wissenschaften in Umbruchszeiten aus. So werden (u.a.) stärkere Empirisierung und eine kulturwissenschaftliche Öffnung empfohlen.²¹ Andererseits wird der „Abschied vom Methodenideal einer ‚sozialen Naturwissenschaft‘ und eine inhaltliche Entgrenzung“²² gefordert. Ich sehe die Gefahr, dass sich unsere Disziplin im gegenwärtigen Journalismus ein schlechtes Vorbild sucht, indem sie in den Geschwindigkeitswettbewerb eintritt, wie vor dem Siegeszug des Internets über das Fernsehen gesagt worden ist:

Die technischen Neuerungen der jüngsten Dekade führten dazu, daß Aktualität fast zur Gleichzeitigkeit zwischen Ereignis und Berichterstattung wurde [...] Die Überbewertung der Aktualität im Wettbewerb des Journalismus hat Nachteile. Sie verhindert die gründliche Nachrecherche und die Verifizierung von Fakten.²³

Dies gilt für Wissenschaft in besonderem Maße, zumal viel dafür spricht, dass sich der Medienwandel „durchaus mit Hilfe eines kommunikationswissenschaftlich dif-

21 Vgl. Grimm: „Krise der Kommunikationswissenschaft“, S. 14.

22 Karmasin: „Was ist neu an der neuen Kommunikationswissenschaft?“, S. 55.

23 Koszyk: Kommunikationswissenschaft und Massenkommunikation, S. 25-26.

ferenzierten, anhand der ‚alten‘ Medien entwickelten Medienbegriffs verstehen“²⁴ lässt. Daher sollte das Fach Mut haben, keinen vermeintlich neuen Erscheinungen analytisch nachzujagen, sondern nach eher grundsätzlichen Entwicklungen zu fragen, die lange vernachlässigte Mediengeschichte wiederzuentdecken, begriffliche Arbeit zu leisten, Kanonisierungsbemühungen zu intensivieren und sich dafür einzusetzen, dass die bislang nicht befriedigend gelöste Frage nach der Überlieferung interpersoneller wie massenkommunikativer Produkte nicht länger allein von der Bibliothekswissenschaft (nicht) beantwortet wird. Eine solche Pause erlaubt dann auch eine schärfere Beobachtung des Gegenstandes Internet, das in der Rückschau zu den überschätzten Phänomenen unserer Zeit zählen könnte – denn auch virtuelle Kommunikation setzt außermediale Realität voraus.

LITERATURVERZEICHNIS

- Andermann, Heike/Degkwitz, Andreas: „Zirkulation wissenschaftlicher Information in elektronischen Räumen“, in: Hofmann, Jeanette (Hrsg.): Wissen und Eigentum. Geschichte, Recht und Ökonomie stoffloser Güter, Bonn 2006, S. 221-240.
- Averbeck, Stefanie: Kommunikation als Prozeß. Soziologische Perspektiven in der Kommunikationswissenschaft 1927-1934, Münster 1999.
- Beck, Klaus: „Neue Medien – neue Theorien? Klassische Kommunikations- und Medienkonzepte im Umbruch“, in: Löffelholz, Martin/Quandt, Thorsten (Hrsg.): Die neue Kommunikationswissenschaft. Theorien, Themen und Berufsfelder im Internet-Zeitalter. Eine Einführung, Wiesbaden 2003, S. 71-87.
- Buchkremer, Jens/Klement, Alexander: Bleibt alles anders? Journalismus im Internet. Universität Dortmund, 2003 (Diplomarbeit).
- Foerster, Uly: „Web 0.2: Die Anfänge des Online-Journalismus. Wie der ‚Spiegel‘ 1993 und 1994 ins Netz startete“, in: Journalistik Journal, Jg. 10, Nr. 1, 2007, S. 10-13.
- Gerhards, Jürgen/Schäfer, Mike S.: „Demokratische Internet-Öffentlichkeit? Ein Vergleich der öffentlichen Kommunikation im Internet und in den Printmedien am Beispiel der Humangenomforschung“, in: Publizistik, Jg. 52, Nr. 2, 2007, S. 210-228.
- Grimm, Jürgen: „Krise der Kommunikationswissenschaft – Folgerungen für die Kommunikationswissenschaft“, in: Medienjournal, „Kontinuitäten und Diskontinuitäten der Kommunikationsforschung“, Jg. 28, Nr. 3, 2004, S. 4-17.
- Habermas, Jürgen: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Neuwied und Berlin 1962.
- Handke, Sebastian: „700 Jahre. Das Filmerbe sichern: Was Experten empfehlen“, in: Der Tagesspiegel, 20. Juni 2008, S. 21.

24 Beck: „Neue Medien – neue Theorien?“, S. 85.

- Karmasin, Matthias: „Was ist neu an der neuen Kommunikationswissenschaft?“, in: Löffelholz, Martin/Quandt, Thorsten (Hrsg.): Die neue Kommunikationswissenschaft. Theorien, Themen und Berufsfelder im Internet-Zeitalter. Eine Einführung, Wiesbaden 2003, S. 49-57.
- Koszyk, Kurt: Kommunikationswissenschaft und Massenkommunikation. Düsseldorf: medienwissenschaftliche Vorträge, hrsg. von Hans Süßmuth, Bonn 1997.
- Maletzke, Gerhard: Psychologie der Massenkommunikation, Hamburg 1963.
- Merten, Klaus: Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Bd. I/I: Grundlagen der Kommunikationswissenschaft, Münster 1999.
- Niggemeier, Stefan: „Bitte hier klicken! Sollen wir die schönsten Zahlen zwischen 1 und 10.000 bringen? Oder hundert Bauchnabel? Wie der Online-Journalismus seine Autorität verspielt“, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 13. Juli 2008, S. 31.
- Schenk, Ralf: „Verblichene Visionen. Erstmals gab es im Bundestag eine Anhörung zum Filmerbe“, in: Berliner Zeitung, 20. Juni 2008, S. 27.
- Silbermann, Alphons: „Marotten der Massenmedienforschung“, in: ders.: Positionen und Provokationen zur Massenkommunikation und Kunstsoziologie. Aufsätze und Abhandlungen aus vier Jahrzehnten. Bochumer Studien zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 60, Bochum 1989, S. 236-249 [zuerst u.d.T. Schwächen und Marotten der Massenmedienforschung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 24, 1972, S. 118-131].
- Staats-Lexikon. Enzyklopädie der sämtlichen Staatswissenschaften, hrsg. v. Karl Welcker und Karl von Rotteck, 14 Bde., Leipzig ³1856-1866.
- Tocqueville, Alexis de: Über die Demokratie in Amerika. Erster Teil. Werke und Briefe [1836], Bd. I, hrsg. von Jacob P. Mayer u.a., Stuttgart 1959.
- Weber, Stefan: Das Google-Copy-Paste-Syndrom. Wie Netzplagiate Ausbildung und Wissen gefährden, Hannover 2007.
- Wissenschaftsrat: Empfehlungen zur Weiterentwicklung der Kommunikations- und Medienwissenschaften in Deutschland. Drucksache 7901-07, Oldenburg, 25. Mai 2007, <http://www.wissenschaftsrat.de/texte/7901-07.pdf>, 18.08. 2008.